

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Gespräch im Nebel

Hirsch, Leo

Berlin, 1935

Spinoza - Jude?

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-8987

SPINOZA — JUDE?

Die jüdische Religion hat das Gesetz Gottes immer in Identität gedacht mit dem Sittengesetz, mit dem Gesetz der menschlichen, dem göttlichen Ideal nacheifernden Heiligkeit. Sie hat die Thora niemals für das Gesetz „eines anderen“, eines anderen Menschen gehalten, und sie hat auch die bestehende Zweideutigkeit mit entschiedener Klarheit stets abgelehnt, daß das höchste Gesetz das der menschlichen Natur, der Idee der Menschheit sei. Gott und Mensch bleiben im Prinzip der Religion geschieden. Das kann man bekämpfen, wenn man Pantheist ist, aber man darf nicht das Gesetz Gottes, welches Moses gegeben, das Gesetz eines anderen nennen. Dieses Wort reißt den Schleier von Spinozas Angesicht und wirft ein grelles Licht auf sein Gemüt. Er hat es so oft beim Segen an der Thora ausgesprochen: „Gelobt sei Gott, der uns die Lehre der Wahrheit gegeben und das Leben der Ewigkeit in uns gepflanzt hat.“ Wahrheit und Treue, die tiefsten Ausdrücke für die Gesinnung und die Ewigkeit, der Inbegriff alles Unzeitlichen, sie waren nur das Gepräge eines Menschengebotes. Und aller

Opfermut des Leidens und des Martyriums wären nur der feige Gehorsam gegen einen menschlichen Befehl, — so kann er nicht bis in sein Mannesalter gedacht haben, während er unter dem Zauber dieser heiligen Gebräuche gelebt und unter ihrem Schatten dem Studium der Lehre oblegen hat.

Hermann Cohen

Spinoza unterwand sich, Gott seine Anredbarkeit zu nehmen. Man meine nicht, sein deus sive natura sei „ein anderer Gott“ gewesen. Er selber meinte keinen andern als den er als Knabe aneredet hatte, den eben, der Ursprung und Ziel allen Wesens ist; er wollte ihn nur vom Makel der Anredbarkeit reinigen. Der Anredbare war ihm nicht rein, nicht groß, nicht göttlich genug. Der fundamentale Irrtum Spinozas war, daß er in der Lehre Israels nur eine Lehre vom Personsein Gottes gegeben wähnte und sich gegen sie als eine Minderung der Göttlichkeit stellte.

Martin Buber

Die Kabbala ist so echt jüdisch wie Spinoza, von dessen Hellenismus ich nichts sehe. Ihre Erklärung, was jüdischer Geist ist, finde ich völlig unbefriedigend. Jüdischer Geist ist, was Sie als Bestes in sich tragen, nicht was Sie an andern verachten.

G. Landauer

Es war am frühen Nachmittag, die matte Novembersonne hatte sich verkrochen, hinter den Häusern schienen Nebel zu lagern, zwischen denen nur ein kurzatmiger, feuchtkalter Wind sich hindurchgezwängt hatte, um mit den letzten vergilbten herbstlichen Blättern zu spielen, die über die Straße wirbelten, plötzlich tot zu Boden fielen, nach einer Weile wieder aufsprangen und raschelnd ihren Totentanz von neuem begannen. Es war das stillste Viertel im stillen Haag, und der so vornehm wie prächtig angezogene, noch durchaus jugendliche Herr, der beim Heilig Geest Hofje, den Häusern der alten Frauen, sich zur Seite wendete, die Paviljoensgracht schräg überquerte und zu dem Hause des Malers van der Spyck ging, hätte sogleich als ein Fremder auffallen müssen, wenn außer ihm noch Menschen auf der Straße gewesen wären, um ihn zu beobachten. Aber er konnte nicht einmal ein Paar neugieriger Frauenaugen aus einem der vielen Fenster auf sich gerichtet sehen, die Straße hatte etwas Verwünschenes, und ihm selbst wurde beinahe ein wenig beklommen.

Der Fremde klopfte an die Tür des Hauses, die Frau des Malers van der Spyck öffnete ihm, fragte, ohne ihn sonderlich zu mustern, nach seinem Begehre und dann nach seinem Namen, hieß ihn einen Augenblick warten, ging eine Treppe hinauf, kam sogleich wieder herunter und sagte, daß Herr Spinoza ihn zu empfangen wünschte. Mit diesen Worten neigte die Frau ihr freundliches, nicht mehr junges Gesicht so weit, wie es ihr zu einem gemessenen Grüßen nötig erschien, und ging in ihre Wohnung zurück. Der Fremde zögerte eine Sekunde, als überlegte er, wohin er sich nun wenden sollte, und ging dann auf der Treppe, die vor ihm die Frau benutzt hatte, nach oben. Dort stand schon eine Tür offen, die in ein geräumiges, mit Drehbank und anderen Schleifutensilien dürftig ausgestattetes Gemach führte.

Spinoza hieß den Gast willkommen, schloß die Tür hinter ihm und bat ihn in das nächste Zimmer, das wohnlicher wirkte, obwohl es ebenfalls nur dürftig ausgestattet war, denn es standen lediglich die nötigen Gegenstände darin, nichts nur Schmückendes außer einigen wenigen Bildern. An der Wand rechts vom Fenster befand sich ein Bücherschrank aus Fichtenholz, der in fünf Reihen keine große, aber eine ausgesuchte, mehr-

sprachige und vielseitige Bibliothek enthielt, und links vor dem Fenster ein kleiner Tisch, mit einem Stuhl, worauf der Fremde sich zu setzen hatte. Spinoza holte sich einen anderen Stuhl heran.

Ich freue mich, Sie zu sehen, Herr Leibniz, sagte Spinoza höflich, doch nicht ohne eine merkliche Zurückhaltung, wir kennen schon jeder ein Stück vom anderen, und man soll nicht im Anfang stehen bleiben.

Die Freude ist auf meiner Seite, Herr Spinoza, antwortete Leibniz um so höflicher, und obschon er sich sagte, daß ihm alles daran gelegen sei, diesen Mann für sich zu gewinnen und zu erwärmen, fürchtete er doch, sich etwas zu vergeben, wenn er nicht auch einige Kühle mit einem gerade noch erkennbaren Vorwurf durchschimmern ließ: Ich habe ja fast seit Jahren versucht, mit Ihnen zusammenzukommen, bis es mir nun endlich gelang.

Ich weiß, erklärte Spinoza mit der natürlichsten Offenheit, aber ich hatte kein Zutrauen zu Ihnen.

Leibniz beherrschte sich, um nicht sichtlich zusammenzuzucken. Er durfte nicht eingestehen, daß er getroffen war. Er mußte die erste Klippe des lang erwarteten Gespräches überbrücken, ehe Spinoza merkte, daß er selbst, Leibniz, kein Ver-

trauen zu sich hatte. Er begann, von etwas anderem zu sprechen. Er hatte eine hohe feine Stimme, die gut zu seiner leichten, gewiegten Art paßte. Er dozierte nicht, sondern erzählte vom Descartes wie von einem guten gemeinsamen Bekannten und wurde immer lebhafter und geistreicher, je näher er an die Fehler kam, die der Bekannte gemacht hatte.

Da machte Spinoza einen beiläufigen Einwand, und sogleich zuckte Leibniz wieder unmerklich zurück und lenkte von neuem auf ein anderes Geleise über. Er mußte diesen Mann gewinnen, der mit der gleichen sachlichen Bestimmtheit, mit der man feststellt, daß es regnet, seinem Gaste die Tatsache vorgesetzt hatte: Ich habe kein Vertrauen zu Ihnen.

Dabei glänzten die großen dunklen Augen dieses Juden, es war ein Glanz ohne Trübung, ein Glanz ohne Lust und ohne Spott, ein Schimmern von Traurigkeit und Einsicht unter den dicken, schwarzen Augenbrauen, unter der hohen, blassen Stirn. Ja, das abgezehrte Gesicht war bleich, obwohl seine angeborene Farbe eher bräunlich oder oliven sein mußte. Er war längst krank und schon vom Tod gezeichnet.

Leibniz war jung, aber er hatte eine bedeutende, instinktive und durchgebildete Menschenkenntnis. Zugleich mit dem Mißtrauen, das sein Gegenüber noch immer nicht überwunden hatte, erkannte er den Tod, der schon hinter Spinoza stand, und zugleich mit der Leidenschaft, diesen Anderen, Mißtrauischen auszuholen, sein Bestes zu erkennen und sein Geheimnis zu erfahren, ergriff ihn eine merkwürdige Art von Mitleid: man durfte den Sterbenden nicht spannen, sondern trösten, man mußte ihm helfen, man mußte ihm zu verstehen geben, daß er nicht nötig hätte, auf der Hut zu sein.

Aber mußte man nicht selbst auf der Hut sein? Warum hatte er kein Vertrauen? Leibniz begann von sich zu erzählen. Von seiner Kindheit in Leipzig, von seinem Vater, der so früh gestorben war, von dem Zimmer der Bücher, das so geheimnisvoll verschlossen war, und wie es ihm eines Tages geöffnet wurde, wie ihn, da er fast noch ein Kind war, der Dämon der Philosophie packte, wie er in seiner Geistesnot kämpfte und kindlich überlegte, wohin er sich wenden sollte, und wie ihn endlich bei einem einsamen Spaziergang durchs Rosenthal bei Leipzig, er war damals fünfzehn Jahre alt, der entscheidende Wunsch ergriff, sich der Mathematik zuzuwenden.

Während er erzählte, leise, mit seiner hohen, feinen, freundlichen Stimme, in klugen, andeutenden, wohlgesetzten Worten, während er unmerklich den einfachen, schuld- und ränkelosen, Erkenntnis suchenden Knaben Gottfried Wilhelm Leibniz hereinzog und an die Stelle des diplomatischen, die Erkenntnis des Anderen suchenden, gelehrten kurfürstlichen Rates Leibniz in dieses dürftig ausgestattete Philosophenzimmer setzte, während er mit einem fast gerührten Lächeln der Erinnerung die kühnen, schönen Anfänge seiner Jugend heraufbeschwörte, bohrte dennoch der Stich des Mißtrauens weiter in ihm, und halb bewußt fragte er sich wieder und wieder: warum?

Er sprach von der Universität Altdorf, wo man ihn gefeiert hatte, als er promovierte, doch warum er darauf die Professorenwürde ausgeschlagen, konnte er nicht sagen. Er war unstet von Kindheit an. Als er den Kurfürsten von Mainz kennen lernte und als Rat in dessen Dienste trat, fühlte er, wieviel mehr ihm das höfische Leben mit seinen Geheimnissen und Intrigen, mit seinen Glücksfällen und äußeren Erfolgen entsprach als das Dachkammerleben der Gelehrten oder die Kathederlaufbahn des Lehrers. Er sprach von den Erlebnissen zwischen Altdorf und dem Mainzer

Hof, doch aus einem dunklen Gefühl heraus ging er über sein Erlebnis mit der geheimen Alchimisten-Gesellschaft hinweg, der er eine Schrift voller Kunstausdrücke überreicht hatte, die er selbst nicht verstand; die Alchimisten hatten ihn darauf zum Sekretär der Gesellschaft ernannt. Wie hätte Spinoza diese Erzählung aufgenommen? Als Spaß? Als verdiente Bosheit? Als Betrug? Leibniz sprach wieder von Kindheitserinnerungen, und aufmerksam, still, mit einem wohlgemuten Lächeln um den Mund und dem unvergänglichen Schimmer von Tiefe und Traurigkeit in den Augen hörte Spinoza ihm zu.

Warum hatte er kein Vertrauen zu diesem jungen Deutschen haben können? Weil er ein Deutscher war und eine ausgiebige Zeit lang am Hofe von Deutschlands mächtigstem Feind zu Paris gelebt hatte? Weil niemand wußte, wozu dieser Mainzer Rat sich von seinem Kurfürsten zu Ludwig XIV. hatte schicken lassen? Wenn man Spinoza erzählt hätte, ja, wenn Leibniz selbst ihm erzählt hätte — er hütete sich, es zu tun —, daß er nur aus deutschem Patriotismus nach Paris gegangen war, um den Sonnenkönig von Deutschland und Holland abzulenken, indem er ihm einen ägyptischen Feldzug einzureden versuchte, wie hätte Spinoza eine solch abenteuerliche Geschichte

glauben, wie sie einem geschickten, begabten, erfolgreichen Staatsmann vom Range des jungen Leibniz zutrauen können! Aber sein Verdacht wäre nur um so größer gewachsen, denn angenommen selbst, daß diese Fabel glaubhaft erschienen wäre, so war es doch noch zweifelhaft genug, ob wirklich die Vaterlandsliebe oder nur die Ehrsucht, die Sucht, bei dem größten König Europas Karriere zu machen, Leibniz zu seiner Abenteuerlichkeit bestimmt hatte. Und die Ehrsucht dieses Mannes bemerkte Spinoza allerdings. Leibniz konnte sie nicht verhehlen. Er konnte ihr nur durch den Schliff seines Auftretens, durch die Noblesse seiner Gesten, durch die Eleganz und Sicherheit seines Gebahrens den Anschein von Souveränität geben. Auch seiner Haltung merkte man an, daß er in Paris gelebt hatte. Und es war vieles unheilvoll, was aus Paris kam, dachte Spinoza.

Er wiederholte sich in Gedanken noch einmal die Strecken, die Leibniz auf dem Weg bis in dieses Zimmer zurückgelegt hatte. Auch Leibniz, der als Mathematiker schon einen Namen hatte und als Philosoph, Jurist, Staatsmann sich bereits einen Namen machte, auch Leibniz, dessen vielseitige Genialität selbst beider Freund Tschirnhaus zu rühmen wußte, hatte Spinozas „Theologisch-

politischen Traktat“ in Briefen eine bis zur Un-
erträglichkeit freche Schrift und ein entsetzliches
Buch genannt. Aber eben in Briefen, und das
konnte also mit Hinsicht auf die Gefährlichkeit,
sich zu solch einem Werk zu bekennen, gesche-
hen sein, das hieß, es konnte Heuchelei sein, und
obwohl Spinoza für Heuchelei nicht alles Ver-
ständnis aufbringen konnte, so mochte er doch
noch geltend machen, daß Leibniz damals noch
nicht gewußt hatte, wer der Verfasser des Trak-
tates war. Als er es erfuhr, es waren nur wenige
Monate seit seinem Urteil vergangen, da versuchte
er bereits, Spinoza kennen zu lernen. Nun mochte
er ja auch mit einem Manne in Verbindung treten
wollen, dessen Werk er verurteilte, aber er wandte
sich mit seinem Schreiben ausdrücklich an den
„sehr berühmten Naturforscher und überaus tie-
fen Philosophen“ und übersandte ihm seine op-
tischen Notizen, weil er „einen besseren Beurteiler
dieser Art der Wissenschaft nicht finden würde“.
Hätte der Tadel es nicht vermocht, dieses Lob
würde Spinoza mißtrauisch gemacht haben, zu-
mal sich Leibniz als Spinozas „beständigen Ver-
ehrer“ unterschrieb. Spinoza hatte die Schrift
gelesen und höflich und kühl geantwortet, daß
er für die Mitteilung des „Blattes“ dankte und
daß es ihm leid wäre, daß er den Sinn der Schrift,

den Leibniz doch, wie er glaube, klar genug dargelegt habe, nicht völlig verstehen könnte. Er bat darum über verschiedene Punkte um Aufklärung und empfahl sich. Darauf schrieb ihm Leibniz noch öfters und bat auch um Übersendung des „Theologisch-politischen Traktats“. Spinoza sandte ihm das Buch, aber um so neugieriger wurde Leibniz. Noch in Paris wandte sich Leibniz an Tschirnhaus mit der Bitte um Vermittlung, und auf Veranlassung dieses gemeinsamen Freundes schrieb ein dritter an Spinoza, Tschirnhaus habe zu Paris „einen Mann von ausgezeichneter Gelehrsamkeit getroffen, in den verschiedenen Wissenschaften versiert und auch von den gewöhnlichen Vorurteilen der Theologie frei, mit Namen Leibniz, mit dem er in vertrauten Verkehr getreten . . . In der Physik, und zumal in den metaphysischen Studien über Gott und die Seele, fährt er fort, sei er sehr bewandert. So kommt er zum Schluß, er sei durchaus würdig, daß ihm Ihre Schriften, nach Ihrer Einwilligung, mitgeteilt würden, da er glaubt, daß dem Autor daraus großer Nutzen erwachse, wie er ausführlich darzulegen verspricht, wenn es Ihnen gefällt. Andernfalls dürfen Sie auch keine Besorgnis haben, daß er sie nicht seinem Versprechen gemäß gewissenhaft geheimhalten wird, wie er auch nicht das

Geringste davon erwähnt hat. Eben dieser Leibniz schätzt den Theologisch-politischen Traktat hoch und hat Ihnen über diesen Gegenstand, wenn Sie sich erinnern, einmal einen Brief geschrieben.“

Erinnerte sich Spinoza nicht? Leibniz ist mir, so antwortete er, „wie ich glaube, durch Briefe bekannt; doch aus welchem Grunde er, der Ratherr in Frankfurt war — in Mainz, berichtigte sich Spinoza jetzt, in Gedanken —, nach Frankreich gereist ist, weiß ich nicht. Soweit ich nach seinen Briefen urteilen konnte, erschien er mir als ein Mann von freiem Geiste und in jeder Wissenschaft erfahren. Dennoch halte ich es nicht für geraten, ihm so rasch meine Schriften anzuvertrauen. Ich möchte erst wissen, was er in Frankreich vorhat, und auch das Urteil unseres Tschirnhaus hören, nachdem er länger mit ihm verkehrt und seinen Charakter kennen gelernt hat“. So war es gekommen, daß Leibniz die Abschrift von Spinozas Hauptwerk, die Tschirnhaus hatte, nicht zu sehen bekam. Man mußte sich in Acht nehmen, wenn man von den Juden als Ketzer mit dem großen Bann belegt, von den christlichen Theologen als Atheist verschrien und von der Holland beherrschenden Partei der Oranier als Freund ihres ermordeten Gegners Jan de Witt beargwöhnt war. Man brauchte nicht zu heucheln, aber man

brauchte sich auch nicht unnötigerweise in Gefahr zu begeben. Wenn es jetzt unmöglich war, sein Hauptwerk „Die Ethik“ zu veröffentlichen, so würde es dennoch zu seiner Zeit bekannt werden. Da es die Wahrheit enthielt, würde es immer zu recht kommen. Ob der Autor das erlebte oder nicht, war gleichgültig. Er hatte keine Ehrsucht.

Leibniz sah auf und hielt inne. Wovon hatte er eben gesprochen? War er unaufmerksam geworden, weil auch Spinoza nicht aufgemerkt hatte? Oder weil Spinoza ihn zu aufmerksam betrachtete? War es nicht beinahe unhöflich, einen Menschen so anzusehen? Ja, bei Hofe mußten auch die Augen sich in verbindlicher Weise halten, sie durften begehrllich oder spöttlich dreinblicken, aber nicht so genau, so sezierend. Unsicher geworden, wandte Leibniz den Blick ab und sah sich im Zimmer um. Aber er fand nichts in der einfachen, zweckmäßigen Einrichtung des Raumes, worauf er sein Auge ruhen lassen konnte, und wenn er zum Fenster hinaussah, packte ihn sogleich wieder der kühle, kluge Blick von Spinozas großen dunklen Augen. Ihm war nicht ganz wohl unter diesen Augen. Warum hatte er sich Jahre lang so inständig abgemüht, diesen Mann von Angesicht zu Angesicht zu sehen, wenn der nun erfüllte Wunsch dieses Anblicks ihn be-

drückte und seine innere Behaglichkeit verstörte? Mit keinem anderen der großen Mathematiker, Philosophen, die er gesucht, denen er sich aufgedrängt hatte, war es ihm so ergangen. Bei keinem anderen hatte er so sehr das Gefühl, daß er sich aufdrängte wie bei Spinoza. Dabei mußte man diesen Spinoza nur ansehen, um zu wissen, wer er war, ein Heimatloser, ein Sterbender, ein todkranker Jude, dessen Geschlecht aus Spanien oder Portugal geflohen war; er hatte immer noch etwas Spanisch-dunkles zwischen den Zügen, diese Olivenfarbe des Teints. Und eigentlich war er nicht einmal ein Jude mehr. Er war aus dem heimatlosen Volke gebannt und nun doppelt heimatlos. Der ohnmächtigste aller Menschen. Er lebte nur auf dem Floß, das er aus den Buchstaben seiner wenigen Schriften zusammengesetzt hatte, und trieb darauf über das unendliche Meer der Ungewißheiten. Und blickte doch mit seinen großen traurigen Augen ganz gelassen und manchmal fast heiter drein. So sicher, daß einem nicht ganz wohl unter diesen Augen bleiben konnte. Vielleicht hatte man eben die Sicherheit, Gelassenheit und Heiterkeit, die aus seinen Augen sah, die ganzen Jahre hindurch gesucht, vielleicht eben die Gewißheit der eigenen Ungewißheit. Vielleicht war mein ganzes bisheriges Leben, schoß es

Leibniz durch den Kopf, an mir selbst vorbeigelebt? Aber wer war dieses „Selbst“ und was war die eigentliche Richtung dieses Lebens, an der man vorbeilief? Er hatte eine Fülle von Talenten, die er erkannte, versucht, ausgebildet, zu bestechenden Erfolgen emporgetrieben. Er war ein Glückspilz, dem keine geistige Unternehmung fehlte. Hätte er auf eine einzige verzichten sollen, um die anderen, oder auf alle anderen, um eine Anlage seines Genies noch viel höher zu fördern? Konnte dieser denkendste aller Menschen das verlangen, der selbst auf verschiedenen Gebieten von den Naturwissenschaften bis zur reinen Erkenntnis nicht dilettiert, sondern meisterlich gearbeitet hatte? Wie konnte man Philosoph sein, wenn man nicht universal war? Wie konnte man Gottes Welt nachdenken, wenn man sie nicht von vielen Seiten her und auf mehrerlei Weise begriff? Aber wenn man sie auf jede Art zu verstehen suchte, auf die man das Leben leben könnte, dann konnte, dann durfte auch die eine Art nicht ausgeschlossen sein, die Leibniz nicht die geringste Lebensfreude und Spinoza nicht die geringste Abneigung einflößte, die Politik. Und doch war es die Politik, ein riesiger, trüber Komplex von Leben und Lebensverhinderung, die Leibniz in diesem Augenblick der Befangenheit unter Spinozas

Augen am liebsten aus seinem Leben verbannt, mit dem großen Bann ausgetrieben hätte, um ganz und gar dem reinen Geiste der Erkenntnis zu leben, entbehrend wie Spinoza, heiter wie der Sterbende . . .

Während dieser stillen Sekunden hatten Spinozas Augen sich aufgeheitert. Er sah Leibniz an und freute sich des Anblicks. Er labte sich sogar an der prächtigen Kleidung, an der stolzen Haltung, am Geschmack und an den Formen des Deutschen, der sich in Paris gebildet hatte. Er wußte, daß an diesen Äußerlichkeiten nichts gelegen war und freute sich gleichwohl an ihnen. Er wußte, daß es ein merkwürdiger, in den Augen anderer Menschen gewiß verrückter Ehrgeiz war, der Leibniz hergetrieben hatte, und obwohl er alle Eitelkeit in sich verachtete und betäubt hatte, widerstrebte er dennoch nicht dem Werben um ihn. Er wußte, daß er zuverlässigere und beständigere Freunde und Anhänger hatte, ja, selbst bessere und zuverlässigere Feinde, und trotzdem war er nun für diesen Leibniz eingenommen. Die anderen mochten gutwillig, treu, ja, hörig sein, dieser war ein Genie. Die anderen konnte man zur Vernunft oder zum Nachdenken bringen, aber mit diesem konnte man in den Himmel vordringen und Sterne stehlen. Spinoza hatte nie einen

Schüler, nie einen wahren Schüler gehabt. Leibniz war vierzehn Jahre jünger als er, von einem Streben ohnegleichen erfüllt und mit den faszinierendsten Anlagen ausgestattet, jung, strahlend, souverain gescheit. Vielleicht schon um ein Weniges zu gescheit, nicht für seinen Verstand, sondern für sein Leben, für seinen Charakter zu gescheit. Die Politik hatte seinen Charakter überzogen. Es war wie mit einem Rädchen, das aufgezogen werden mußte, um eine bestimmte, gleichmäßige Geschwindigkeit einzuhalten, das aber, überdreht, jedes Gleichmaß verlor, wild abschnurrte und für einen Zeitmesser unbrauchbar war. War Leibniz unbrauchbar? Er hatte von seinen Jugendjahren erzählt, wie sein Licht ohne schwelenden, stickenden Rauch aufgegangen und entflammt war. Die Politik mit ihren widrigen Winden hatte es nur unruhig gemacht, und nun flackerte es, anstatt zu strahlen. Es fehlte nur ein wenig Stille, damit es leuchtete.

Man mußte sich einigen, was Politik ist, dachte Leibniz. Was verstand er darunter? Er bemerkte, daß das, was ihm Politik war, nicht verstanden, sondern nur getan werden konnte. Sobald man es in Worte faßte, verflüchtigte sich das Leben daraus, und abgestandene Machenschaften blieben übrig. Dabei hatte Politik einen lockenden Glanz,

einen zeremoniösen Pomp von den Palästen und Spiegelsälen, in denen man sie inszenierte, einen Parfümgeruch von den Frauen, die dahinter standen, einen Trommelklang von den Schlachtfeldern und die phantastische Nüchternheit von Landkarten. Politik war ein Schachspiel, worin die Könige und Königinnen an den entscheidenden Stellen standen, das aber die kleinen Offiziere aus dem Hinterhalt entschieden. Die Fürsten und Dynastien standen im Vordergrund, aber die unsichtbaren Waffen wurden von den lächelnden und rechnenden, schnüffelnden und tüftelnden, verhandelnden und verdrehenden Diplomaten geführt, von denen einer er selbst, Leibniz, war, zwischen denen es Feindschaften und Bündnisse gab und eine Geheimsprache, in der man sich mit Phrasen über Tod und Leben von Tausenden, mit Floskeln über Hab und Gut von Millionen und mit Anekdoten über seine Fürsten verständigte. Von der Politik aus war das Leben ein Wettrennen um Land, Siege und Geld, dachte Leibniz, und doch lächelte er nicht zynisch, als er es gewahr wurde. Aber mußte man das Leben nicht nehmen, wie es war?

Man müßte sich einigen, was Politik ist, dachte Spinoza. Er verstand kein Vorrecht bestimmter Personen darunter, sondern das Verhältnis der

Einzelnen zur Gemeinschaft und der Gemeinschaften untereinander. Da er in Holland aufgewachsen war, so erschien ihm die Vormachtstellung von Fürsten nicht als etwas Unumgängliches. Sobald die Politik nicht dem großen Ganzen diene, war sie nicht vernünftig. Das Glück, das aus der Erkenntnis der Vernunft strömt, allen Menschen zu verschaffen, war die Aufgabe des großen Ganzen. Und wenn die Wirklichkeit der Vernunft entsprach, war die Politik im rechten Stande. Aber wie konnte Willkür oder Bevorzugung Einzelner der Vernunft entsprechen? Die Gleichheit der Bürger, die Gleichheit, mit deren Beseitigung auch das Leben untergeht, kann nicht bewahrt werden, sobald das Recht des Einzelnen nicht durch ein öffentliches Gesetz zu Gunsten aller beschränkt ist. Die so durch Gesetze geschützte Gesellschaft ist der Staat, und seine Glieder sind Bürger des Staates. Der Staat aber ist nicht imstande, die Rechte der Individuen aufzuheben, noch darf er in ihr inneres Leben eindringen. Die Überzeugung des Menschen, die Liebe zu Gott, Religion und Erkenntnis sind kein Teil des politischen Mechanismus. Geistesfreiheit oder Geistesstärke ist die Privattugend der Menschen, Sicherheit ist die Tugend des Staates. Die Sicherheit aber, die am leichtesten und förder-

lichsten den Geist ermöglicht, ist die wahre Politik. Von solcher Politik aus, dachte Spinoza, ist das Leben ein Weg der Vernunft zum womöglich allgemeinen Glück hin. Und nun war er entschlossen, Leibniz für sich zu gewinnen.

Aber Leibniz redete wieder. Er war wieder auf Descartes zurückgekommen, von dem er angefangen hatte, er baute die cartesianischen Bewegungsgesetze wie ein Kartenhaus mit schnellen, vorsichtigen, geschickten Bewegungen vor sich auf, um es mit seinen Einwänden umzuwerfen. Um zu zeigen, daß er bei der Sache war, machte Spinoza eine Gegenbemerkung. Leibniz hörte sie unwillig zu Ende an. Seine diplomatische Politur bröckelte ab, er zeigte sich etwas eigensinnig und unduldsam. Anstatt zu antworten, zog er ein Stück Papier, das am anderen Ende des Tisches lag, zu sich herüber und begann fieberhaft Zahlen, Buchstaben, Worte aufzuschreiben. Spinoza war aufgestanden; er stand bescheiden neben seinem glänzenden jungen Gast. Nun las Leibniz seinen Gegenbeweis vor. Seine Stimme war hoch und etwas laut. Er war in den heftigsten Eifer gekommen. Während er vorher das Gefühl gehabt hatte, viel älter als Spinoza zu sein, der nur eine Wahrheit für möglich hielt, während ihm, Leibniz, in einer dunkel ahnungshaften Vorstellung mehrere Mög-

lichkeiten oder doch Formen der Wahrheit denkbar erschienen, war es nun umgekehrt: er trug seine Darstellung einer Bewegungsmöglichkeit, seinen Beweis gegen Descartes mit geradezu fanatischer Heftigkeit vor. Spinoza hörte still zu, dann nahm er seinem Gast das Blatt aus der Hand, überflog die Berechnung, überdachte kurz die angedeutete Darstellung, erwog noch einmal die frappant neue Wendung des alten ihm wohlbekannten Gedankens und sagte endlich: Ja, Sie haben Recht, Sie haben mich überzeugt. Und nach einer Weile setzte er sich wieder und sagte: Ich danke Ihnen, Herr Leibniz, Ihre Wendung ist die einzig richtige.

Und da nun keine Kartenhäuser mehr zwischen ihnen waren und da Spinoza sich noch in dem Wunsche, Leibniz zu gewinnen und sich näher zu bringen, bestärkte, so begann er ihm von seinem entscheidenden Erlebnis zu erzählen, wie zum Dank und Gegengeschenk für Leibnizens Kindheits- und Jugendbericht. Sie wissen, was für ein Mann Jan de Witt war, begann er, halb fragend, und da Leibniz interessiert aufblickte, sprach er von Amt und Genie des Ratspensionärs, welcher der höchste Beamte der kleinen holländischen Republik und ihr überzeugtester Republikaner gewesen war. Frankreich haßte ihn darum,

und auch England, das nach dem Tode seines Protektors wieder von einer Dynastie beherrscht war, fürchtete den republikanischen Nachbarn, mißtraute dem Frieden und säte Zwietracht in Holland. An die Stelle des bürgerlichen Ratspensionärs sollte das Haus Oranien, an die Stelle der bürgerlichen Gleichheit die Monarchie treten. Es gelang Jan de Witt trotzdem zunächst, einen allgemeinen Frieden durchzusetzen, und auch die Gegner im Lande blieben ohne Bedeutung, solange der Friede den Wohlstand sicherte. Der Ratspensionär arbeitete zudem ein neues System von Anleihen aus, in Form von Leibrenten, die den Rüstungen zugute kommen sollten. Aber dem allgemeinen Rüstungstaumel, dem Machttraum, der sich an der nachbarlichen Übermacht mit der gleichen Unduldsamkeit entzündete wie der Angsttausch vor der gleichen Macht, entsprach Jan de Witts Programm nicht, das mehr der Wahrung des Friedens als der Vorbereitung des Krieges galt. Man verdächtigte ihn, man spielte Oranien gegen ihn aus, schon standen zwei Parteien gegeneinander, der bürgerliche de Witt hier, der kriegerische fürstliche Oranien dort. Der Ratspensionär mußte den Kriegslustigen und Kriegsängstlichen im Lande nachgeben, und Oranien wurde zum Feldherrn des Reiches bestellt. Da ließen England und

Frankreich die Kriegserklärungen überreichen. Jan de Witt, der diesen Krieg nicht gewollt hatte und ihn nun führen mußte, wußte wohl als einziger, worum es ging: um die Republik, um die Freiheit und Gleichheit der Bürger, um alles. Er arbeitete mit Oranien zusammen, denn es ging um das Vaterland, es konnte da keine anderen Bedenken geben. Aber beide wußten, daß nur einer von ihnen das Ende dieses aussichtslosen Krieges erleben würde. Mit all seiner ungeheuren Geistes- und Willenskraft begann Jan de Witt seine Arbeit. Er nahm Abschied von seinen Büchern, ja, er war nicht nur ein gelehrter und gebildeter Mann, der den Geist pflegte, sondern er hatte überhaupt sein Amt nur angetreten, um aus Vernunft Wirklichkeit, aus Gedanken Taten, aus der Idee Politik zu machen.

Ein Hustenanfall unterbrach Spinoza. Leibniz erschrak, als er sah, wie es ihn durchschüttelte. Spinoza blieb noch einige Sekunden still, ehe er fortfuhr. Er war sehr bleich. Leibniz war erstaunt, daß er noch so an dem toten de Witt hing, der also ein Genie, ein Idealist gewesen sein sollte. Merkwürdig, das Lobendste, was man in Paris über de Witt hatte hören können, war, daß er ein Charlatan wäre. Aber vielleicht war es sogar eine Charlatanerie, aus der Vernunft Wirk-

lichkeit machen zu wollen. Politik war ein Beherrschen der Tatsachen und ein Berechnen der Verhältnisse, ein Nutznießen des Vorhandenen. Mußte nicht ein Jan de Witt, gerade wenn er wirklich ein Idealist war, den Nutznießern, den Tatsachenmenschen, den Wirklichkeitsrechnern zum Opfer fallen?

Sie müssen nicht denken, fuhr Spinoza fort, daß Jan de Witt weltfremd war. Er stand mit beiden Beinen auf der Erde. Nur, er wollte keine Macht, er hatte persönlich keinen Ehrgeiz, er war nicht herrschsüchtig. Er hatte erkannt, daß Hollands bestes Gut und schönste Eroberung die Freiheit war, und er wollte sie verteidigen, gegen die Ränke und Mächte von außen und gegen den Fanatismus und die Unvernunft von innen. Er wußte, daß die innere Freiheit nur gewahrt werden konnte, wenn die äußere Unabhängigkeit gewahrt blieb. Er ging ganz nüchtern in den aufgezwungenen Krieg, aber er war bereit, darin zu sterben, denn er wußte, wofür er zu kämpfen hatte. Er gab seinem Bruder Cornelius den Befehl über die Flotte und hieß sie die Anker lichten. Er war Diplomat genug, Spanien als Bundesgenossen zu gewinnen, das bis dahin Hollands und der Freiheit tödlichster Feind gewesen war. Aus überfließendem Gemüt teilte er sein Fürchten und

Hoffen allen seinen Landsleuten mit, es ging ihm um das Äußerste, und er lebte nun mit allen wie mit seinesgleichen, obwohl er wußte, daß im Falle einer Niederlage die Wut des Volkes sich zuerst an ihm auslassen würde. Und doch konnte er nicht hindern, daß die Feinde eindringen, daß die Not und Verzweiflung, die treuen Kinder des Krieges, sich einschlichen und Zwietracht über Zwietracht brachten. Wenn es schlecht geht, fragt niemand, warum, sondern wer daran Schuld ist. Der Schuldige war hier bald gefunden. Obwohl der Ratspensionär noch im Amt und an der Macht war, wagte man schon, im Volke zu verbreiten, er wäre der Schuldige, er hätte den Feinden Vorschub geleistet, er wäre von den Franzosen bestochen. Je übler die Nachrichten aus dem Felde waren, desto wilder wurde die Hetze gegen den Ratspensionär, den sie einen Landesverräter nannten. Die Leidenschaften nahmen so überhand, daß die Überlegung ausgeschlossen war. Eine Pöbelhorde lauerte de Witt auf, als er aus einer Sitzung kam, und das Messer eines Mannes namens Jakob van der Graeff verletzte ihn schwer. Natürlich wurde dieser Attentäter hingerichtet. Aber die Menschen, die es eigentlich verursacht und deren Haß gegen die Republik und die Freiheit des Denkens er nur zur Tat gemacht hatte,

verstummten nur für eine kleine Weile. Dann begannen sie den Feldzug ihrer Lügen, Verleumdungen, ihrer Verdächtigungen und Dummheit von neuem. Jan de Witts Wunden heilten allmählich. Aber sein Mut und sein Glauben an die Menschen und an seine Rolle unter ihnen hatte einen tödlichen Stoß bekommen. Er beschloß zurückzutreten. Das machte ihn in den Augen seiner Gegner noch verdächtiger, und diejenigen, die seine Größe ahnten, fanden ihn nun unheimlich. Aber die Masse blieb bei der plumpen Hetze. Der Ratspensionär habe amtliche Gelder unterschlagen, behaupteten die einen, beide Brüder seien von den Franzosen gekauft, die anderen. Cornelius de Witt wurde der Prozeß gemacht, weil er versucht hätte, den Prinzen-Statthalter Oranien zu ermorden. Jan de Witt fand sich ab. Er hatte gelernt, daß dem Pöbel nicht zu helfen war. Er verteidigte sich nicht einmal mehr gegen den Schmutz, mit dem man ihn bewarf. Nur daß er amtliche Gelder unterschlagen hätte, wollte er richtig gestellt haben und verlangte eine amtliche Feststellung. Endlich gewährte man ihm diese Klarstellung und entließ ihn aus seinen Ämtern. Die Stadt Amsterdam wollte durchsetzen, daß seine Entlassung auf ehrenvolle Weise vor sich ginge, aber auf Wunsch des Prinzen von Oranien

unterblieb die Ehrung. Darauf hoffte man, Ruhe und Ordnung im Lande wiederherzustellen und einen halbwegs erträglichen Frieden den Feinden abzudingeln. Aber die Hetze gegen den abgedankten Jan de Witt ging weiter. Man glaubte, ihm die Sicherheit seines Lebens nicht gewährleisten zu können, und riet ihm, ins Ausland zu fliehen. Aber ihm lag nichts mehr daran, so viele Mühe an solch ein Leben zu setzen, und der Gedanke an Flucht war ihm überhaupt verhaßt. Inzwischen wurde der Prozeß gegen seinen Bruder geführt. Die Richter hatten nicht den Hauch eines Beweises dafür, daß Cornelius de Witt versucht oder geplant hätte, den Prinzen von Oranien zu ermorden oder ermorden zu lassen. Aber sie wagten doch nicht, den Bruder des abgedankten Ratspensionärs freizusprechen. So verurteilten sie ihn zur Abgabe aller seiner Ämter und Würden und verbannten ihn aus dem Vaterlande. Es war das mildeste Urteil, das sie glaubten, zu Stande bringen zu können. Als Jan de Witt es vernahm, schlug er alle Warnungen in den Wind und ging zum Gefängnis, um seinen Bruder abzuholen. Das Gefängnis, das beim Gericht sich befindet, war vom verhetzten Pöbel umgeben. Die Masse tobte und wollte Blut sehen. Wahrscheinlich hielt Jan de Witt eine solche Bestialität nicht für möglich.

Vielleicht auch vertraute er für den Notfall auf seine Redekunst und den Mut und Einfluß seiner Person. Jedenfalls war es ihm gelungen, unbehelligt in das Gefängnis einzudringen. Als er aber seinen Bruder an der Hand nahm und mit ihm zusammen vor die Tür des Gefängnisses trat, ertönte ein Wutgeheul aus der Menge, welche die beiden Brüder erkannt hatte, und mit Messern, Degen, Sensen, Äxten wollte man sich auf sie stürzen. Da faßte Jan de Witt den Anführer der Leute ins Auge und rief voller Ernst und Schmerz in das Volk hinein: „Fromme Bürger, wie kommt dies so?“ Vielleicht hätte er das Wort „Fromme“ nicht sagen sollen, denn während noch die meisten betroffen und unschlüssig dastehen, schreit einer dem Ratspensionär, der immer der Garant der Glaubensfreiheit gewesen ist, das Schimpfwort „Ketzer“ ins Gesicht. Das ist für die anderen das Signal. Schon wiederholen die nächsten den Vorwurf, schon schreien weitere: „Landesverräter!“, und im schrillsten Gekreisch wird das alte Märchen wiederholt, daß er das Land an die Franzosen verraten habe. Das erträgt er nun nicht, er muß sich Gehör schaffen, er ruft über die tierische, brüllende Menge hinweg: „Wenn alle so gehandelt hätten wie ich, dann wäre noch bis zum Augenblick nicht eine einzige Stadt in fran-

zösischen Händen!“ Aber noch während er diese letzte Verteidigung ausspricht, hat man schon seinen Bruder Cornelius von seiner Seite gerissen und auf ihn losgeschlagen. Jan de Witt will ihm zu Hilfe kommen, er will sich einen Weg bahnen, er geht einige Schritte auf ihn zu, in die Menge hinein, da fällt ein Schuß, und er stürzt getroffen zu Boden. Damit hat der Pöbel nicht genug, der Blutrausch beginnt erst, die Mordlust rast jauchzend über den Platz, man stürzt sich auf die sterbenden Brüder, man trampelt auf ihnen herum, man stiehlt, was sie bei sich haben, man reißt ihnen die Kleider vom Leib, man trägt die Toten im Triumph zum Galgen, man hängt sie jubelnd, man reißt sie wieder herunter, man mordet die Leichname noch einmal, man zerfetzt mit Messern die blutenden Leiber, man schlägt sich um die Fleischstücke —.

Erschöpft hielt Spinoza wieder inne, wischte sich den Schweiß von der Stirn, und seine tiefe, weiche Stimme fuhr in der monotonen, öfter stockenden Weise fort, in der er diesen aufrührenden Bericht begonnen hatte: Sie waren von der Mordsucht und den damit losgebrochenen Leidenschaften so ganz besessen, daß sie nicht wußten, was sie taten. Sie hatten sich zu allen Niederlagen von den Franzosen nun von sich selbst die

tiefste geholt. Man wagte später nicht mehr davon zu sprechen. Die Stände traten zusammen und schwiegen. Oranien hatte nun alle Macht und schwieg. Endlich ging man daran, die Vorwürfe zu prüfen, wegen deren Jan de Witt ermordet worden war. Man stellte nur seine Ehrlichkeit und Sauberkeit fest, wie auch gegen seinen Bruder nicht das Geringste zu sagen blieb. Aber die Mörder, die jeder kennt, sind bis heute nicht bestraft.

Sie kannten Jan de Witt gut?, fragte Leibniz. Es war fast nur eine Höflichkeit, daß er fragte, denn aus dem ganzen Eifer des Berichtes mußte er wissen, daß Spinoza dem Ratspensionär die tiefste Freundschaft bewahrte. Dem ermatteten und noch glühenden Spinoza tat die Frage wohl, und er erzählte seinem jungen Gast, was er sonst zu verschweigen pflegte.

Er sagte nun, daß ihn kein Erlebnis, weder der große Bann, mit dem er aus der Synagoge ausgestoßen wurde, noch der Tod seiner Freunde noch die niedrigsten Angriffe auf seinen Traktat, so aufgewühlt hätte wie das Verbrechen an Jan de Witt. Der Tag neigte sich schon, als er es erfuhr, und er, dessen Seelenruhe noch durch kein Ereignis hatte zerstört werden dürfen, schwankte nun und vergoß Tränen vor Scham, Zorn, Schmerz. Ein Abgrund hatte sich vor ihm auf-

getan, worin alles Menschentum unterzugehen drohte. Das Volk der Freiheit des Denkens und Glaubens hatte sich vom Ungeist, vom tierischen Untermenschentum besessen gezeigt, und er selbst mußte seinen Gefühlen Luft schaffen, und wenn es in einer ganz zwecklosen Tat geschah. In der Nacht hatte er mit riesigen Buchstaben: „Niedrigste aller Barbaren!“ auf ein Plakat geschrieben und wollte es bei der Mordstelle an die Mauer schlagen, und wenn der Pöbel auch ihn dafür zerriß. Sein Hauswirt aber war gelassener und überlegter als er, und als er Spinoza von der Überflüssigkeit seines Mutes und von der Sinnlosigkeit seines Opfers zu überzeugen suchte und alle Worte vergeblich waren, da schloß er die Haustür zu, und es blieb Spinoza nichts weiter übrig, als wieder in seine Kammer zu gehen und sich zu fassen.

Ehe Spinoza noch in seine Erinnerung zurück-sinken kann, erinnert ihn Leibniz an eine Stelle aus dem Theologisch-politischen Traktat und gesteht, nun erst begreife er ganz die Aktualität der Schrift als der Kampf- und Staatsschrift der Richtung Jan de Witts. Im höchsten Sinne natürlich und bis ins Letzte der Idee vorgetrieben, fügt er hinzu und denkt an seine eigenen Staatsschriften, worin der mächtige Geist in das Joch kleiner, kleinstaatlicher, fürstlicher Teilinteressen gespannt

war, während dieser Philosoph durch Jan de Witts Programm hindurch — mochte der Ratspensionär nun ein großer Staatsmann, Idealist oder Charlatan gewesen sein — doch das Ganze sah und auf den Grund ging.

Sie müssen übrigens nicht denken, daß ich aus persönlicher Zuneigung zu Jan de Witt auch nur einen Augenblick blind war, außer da der Zorn mich übermannte, sagte Spinoza abschließend. Ich weiß sehr wohl, daß es ein Fehler von Jan de Witt war, überall seine eigenen Leute hinzustellen und auch sich selbst mit seinem Amte so ganz zu vereinigen, obwohl ich auch meine, daß er nach Lage der Dinge nicht anders handeln konnte. Aber weil die Sekretäre und andere derartige Staatsbeamte durch fortwährende Behandlung der Geschäfte die größte Kenntnis der politischen Dinge besitzen, geschieht es oft, daß man ihrem Rate mehr, als billig ist, vertraut und daß von ihrer Leitung der Zustand des ganzen Reiches abhängt. So lag auch im Verhalten der Republik ein verderblicher Fehler.

Es ist wie ein Abklingen, das gar zu persönliche Erlebnis, das Spinoza preisgegeben zu haben dennoch froh ist, wird ein wenig korrigiert und durch die sachliche Beurteilung des Märtyrers und seines Volkes auf die Höhe einer reineren,

allgemeineren Gültigkeit gehoben. Mit innerer, wachsender Freude fühlt Spinoza, daß er sich den jungen, klugen, ehrgeizigen Hofmann gewonnen hat, daß der Boden bereit ist, daß Leibniz nun mit freierem Eifer annehmen wird, worauf er seit Jahren begierig ist. Und Leibniz selbst hat ein gar nicht triumphierendes, sondern nur ein erfreutes Gefühl, als er Spinoza zum Schrank gehen und ein dickes Manuskript herausholen sieht. Es ist die „Ethik“, die Tschirnhaus ihm in Paris nicht zeigen durfte und die Spinoza ihm nun selbst bringt.

Spinoza legte das Manuskript auf den Tisch vor Leibniz und ging aus dem Zimmer. Kaum hatte er die Tür geschlossen, als Leibniz aus dem Nebenraum das Surren des Schleifrades hörte, dann das schwere, schmerzliche Aufhusten Spinozas und dann nur noch das Surren. Spinoza schliff nebenan seine Linsen, und Leibniz hatte nun Zeit, das Buch zu lesen, worauf er so überaus neugierig seit Jahren war.

Aber nun war es ihm fast, als sollte er es nicht lesen. Er war von Spinozas Bericht noch zu sehr durchwühlt. Nicht aufgeregt, merkwürdigerweise hatte er Spinozas tiefes Erschrecken und quälendes, auch noch in der Erinnerung qualvolles Zorn- und Schamgefühl mit geringer, kühler Teilnahme

mitangesehen, aber er wurde sich nun bewußt, daß er abgelenkt war. Er stand auf und sah sich im Zimmer um. Es war das Zimmer eines Gelehrten, sauber, einfach, ohne Luxus und doch auch ohne Mangel. Ihm fielen die Phrasen ein, die man von Spinoza erzählte: der arme Glasschleifer, der sich vom Brillenmachen notdürftig ernährte. Nein, so konnte es nicht sein. Die Bücher im Schrank waren kostbar, viel zu kostbar für einen armen Brillenschleifer. Er war auch im Linsenschleifen kein gewöhnlicher Handwerker, und seine Linsen waren wohl so vorzüglich, daß er zur Not davon hätte leben können, Leibniz war in der Optik selbst erfahren genug, es zu beurteilen, aber Spinoza mußte nicht davon leben. Leibniz wußte, daß Spinoza von de Witt eine Rente bezog. Hatte nicht Tschirnhaus ihm noch erzählt, wie ihm nach dem Tode des Ratspensionärs die Erben die Rente verweigerten und wie Spinoza ihnen darauf auch die Urkunde auf den Tisch legte, um sich wortlos zu entfernen? Diese Wortlosigkeit hatte dann die Erben bestimmt, dem Philosophen auch weiterhin die Rente zu zahlen, so daß er mit anderen Einkünften immer hatte, was er bedurfte. Allerdings brauchte er wenig. Man sah, wie sehr er sich auf das Notwendigste beschränkte. Unwillkürlich blickte Leibniz an seinem eigenen, über-

aus vornehmen und prächtigen Anzug herunter und spiegelte sich in den silbernen Schnallen seiner Schuhe.

Das Surren des Schleifrades hörte für einen Augenblick auf. Aber noch ehe es wieder begann, hatte Leibniz wie ertappt einen Schritt auf den Tisch zu getan und sich wieder auf seinen Stuhl gesetzt. Er starrte mit leeren Augen auf das erste Blatt des großen Manuskriptes und konzentrierte sich mit Mühe. Er sagte sich, daß dies also das geheimnisvolle Werk wäre, das nur den Vertrauenswürdigsten zum Einblick überlassen würde. Also hatte ihn Spinoza endlich seines Vertrauens wert befunden. Oder er fürchtete keinen Vertrauensbruch mehr, er nahm sich nicht mehr in Acht, wie auch sein Freund Jan de Witt sich nicht mehr in Acht genommen hatte. Es wäre besser, wenn man Spinoza hätte bitten können, das Manuskript mitzunehmen, um es in Ruhe in ein paar guten Stunden zu lesen. Aber da Spinoza ihm vertraute, glaubte Leibniz nicht bitten zu können oder zu sollen.

„Ethik“, las Leibniz, „Auf geometrische Weise begründet. In fünf Teilen, welche handeln: Von Gott. Von der Natur und dem Ursprung der Seele. Von dem Ursprung und der Natur der Affekte. Von der menschlichen Knechtschaft oder

von den Kräften der Affekte. Von der Macht des Verstandes oder von der menschlichen Freiheit.“

Er blätterte um und las nun in einem Zuge die erste Seite, bis er zur sechsten Definition und ihrer Erläuterung kam. Da stockte er und las noch einmal: „Unter Gott verstehe ich das unbedingt unendliche Wesen, das heißt die Substanz, welche aus unendlich vielen Attributen besteht, von denen jedes eine ewige und unendliche Wesenheit ausdrückt. Ich sage: unbedingt unendlich, nicht aber in seiner Art unendlich. Denn was nur in seiner Art unendlich ist, von dem können unendlich viele Attribute verneint werden; was aber unbedingt unendlich ist, zu dessen Wesen gehört alles, was eine Wesenheit ausdrückt und keine Verneinung enthält.“ Und als er soweit gekommen war, las er die Definition und ihre Erläuterung zum dritten Male. War es, daß er sie nicht verstand? Daß er sie nicht verstehen wollte? Daß er eine Gegenflamme an ihr entzünden wollte? Noch einmal Wort um Wort — und nun erst registrieren.

Es war offenbar, daß hier eine andere Welt begann, eine neue Vorstellung der Welt. Wie er selbst, so kam auch, man merkte es hier schon, wenn man es nicht längst gewußt hätte, so kam auch Spinoza vom Descartes her, aber während Spinoza vorhin im Gespräch — warum? warum

nur? — Descartes noch verteidigt hatte, ein wenig lau, gewiß, und sich gutwillig rasch überzeugen lassend, hatte er ihn hier längst umgestülpt und auf den Kopf gestellt. Die Substanz, die aus unendlich vielen Attributen besteht, nicht in allen lebt, sondern in der alles lebt . . . lebt? Oder nur besteht — be-steht —, man mußte sich in acht nehmen, um nicht gleich alles in seine eigene fließendere Sprech- und Denkweise umzusetzen, man müßte es so nehmen, wie es da-stand, ja, die Sub-stanz, die aus unendlich vielen Attributen besteht —, was ist Attribut? Noch einmal die vierte Definition: „Unter Attribut verstehe ich das, was der Verstand von der Substanz als das erfaßt, was ihr Wesen ausmacht.“ Weiter, und dann noch einmal zurück: Die unendliche Substanz also besteht aus unendlich vielen Attributen, von denen jedes das Wesen der Substanz ganz ausdrückt. Gut, und wir? Unter den Attributen der Ausdehnung und des Denkens fassen wir die Substanz auf. Gut, unter den Attributen der Ausdehnung und des Denkens — dies sind also zwei Attribute — von unendlich vielen? Unter denen bloß eben wir hier die Substanz nicht auffassen können? Die eben bloß uns verschlossen sind? Seltsam. Also anderskörperliche, anderssinnliche, andersgeistige oder gar nicht körperliche und gar nicht geistige, eben

undenkbare Auffassungsarten? Am Ende gar aus jenen Fabelwelten jüdischer Kabbalistik? Seltsam. Und doch sind alle Welten, Auffassungsarten, Attribute in Gott? Welch ein ungreifbarer Gott! Aber gut, dies alles erschien Leibniz merkwürdig, fremd, um nicht zu sagen: exotisch. Oder hatte er sich aus der klaren geometrischen, um der Klarheit willen geometrischen Definitionswelt auf eigene Faust in eine Nebelwelt der Phantastik treiben lassen? War dies noch Spinoza? Augen auf, und scharf zur Sache halten. Die unendlichen Attribute, die Attribute der Ausdehnung und des Denkens — sind sie alle gleich? Gewiß nicht, sie sind verschieden, aber worin, in der Substanz, in der unendlichen Substanz selbst oder nur in der Auffassung der Substanz, wie? Aber das sollte eine spätere Frage sein, da es eine Unklarheit zweiten Ranges war, man mußte Spinoza fragen und sich jetzt nicht ablenken lassen, weiter — nein, erst mußte man sich klar werden, sich seiner selbst versichern, ehe man ganz in diesen Strom tauchte, dessen Uferwirbel einen schon streckenweise mitschwemmt. Die Substanz, die aus unendlichen Attributen besteht — und hier schon zeigte sich alles Trennende und Verschiedene zwischen ihnen. Für Leibniz bestand nichts, doch alles war im Fluß und Werden, und Spinoza sah

es mit seinem unendlichen Gleichmut als einen unendlichen Bestand. Für Leibniz war nichts unendlich, doch alles Beginn und Ablauf, und nur Spinoza sah es in seinem unendlichen Gleichmut als einen sich immer gleichen Bestand. Gott war eine unendliche, stille, unbewegte Klarheit — für Leibniz gab es nur eine heranbrausende, wilde, bewegte Dunkelheit, die vielleicht einmal sich lösen würde, und alles würde dann gut und harmonisch sein. Das Schleifrad surrte nebenan. Er glaubte, das Gesicht Spinozas durch die Wand zu sehen. Die schmalen, ausgezehrten, olivenfarbigen Wangen, die schweren Augenlider, die dunklen Brauen, die großen Augen, dies ganze, edle, jüdische, traurige Gesicht mit den gelassenen, großen Blicken — der ewige Jude? dachte er und berichtete sich: der unendliche Jude. Nun glaubte er den Schlüssel zu allem zu haben. Spinoza schien ihm seit Jahrtausenden aus diesen Manuskriptblättern zu blicken, der Jude, der Mensch vom Volke des unsichtbaren, unendlichen, statischen Gottes, in dem alles beschlossen ist, in dem alle Dinge und Ideen sind. Sein Gott aber, Leibniz' Substanz, war in den Dingen und Ideen, war die Kraft und die Bewegung, ein junger, eben geborener, immer sich von neuem gebärender, dynamischer Gott! Eine Vision nur? Eine Vorstel-

lung? Nicht Erkenntnis? So war auch Spinozas Gottes-Anschauung nicht geometrisch errechnet, sondern Intuition! Und nur Spinoza hielt sie für die mathematisch unanfechtbare Wahrheit, weil sie das unmittelbar Gewisse des Religiösen — für ihn hatte. Armer, reicher Spinoza.

Leibniz blätterte weiter. Vielleicht lag das Merkwürdige dieser Worte eben in der Sprache? Es war Latein, einfaches, klares Latein, aber vielleicht hatten die Gedanken zuerst Worte, Begriffe einer anderen Sprache „angehabt“, ehe sie sich diesen Sätzen hier eingeordnet hatten? Er las und las, er wußte nicht, wieviel Zeit ihm noch zum Lesen blieb, er wollte sie ausnutzen, er las immer eiliger, und wenn es auch nur ein scheinbares Verstehen obenhin und über die Tiefen weg sein mochte, er hatte doch das Empfinden, vorwärts-zukommen, Spinozas Gebäude in Sicht zu bekommen und vom ersten Anblick hingerissen zu sein, bis er sich dessen wieder bewußt wurde, so daß sein Eigenwille rebellierte und er an der folgenden Stelle stutzte: „Unter gut verstehe ich das, wovon wir gewiß wissen, daß es uns nützlich ist. Unter schlecht aber das, wovon wir gewiß wissen, daß es uns hindert, ein Gutes zu erlangen.“ Wie? Gut ist, was mir dient? Hatten die plumphen Patrone, die Ketzerschnüffler und Reaktionäre

Recht, den abtrünnigen Juden einen Atheisten und jeden Atheisten einen schlechten Kerl zu nennen, der nur sich selbst, seinem schrankenlosen Egoismus fröhnte? Sogleich korrigierte sich Leibniz, man mußte noch die andere Stelle lesen, auf die hier zurückverwiesen wurde, die man wohl überschlagen hatte, es war ja wohl lächerlich, gerade diesem bescheidensten und stillsten aller Menschen den landläufigen Egoismus in die Schuhe zu schieben, aber — gut ist, was mir nutzt? Die andere Stelle hieß: „Unter gut werde ich daher im folgenden das verstehen, wovon wir sicher wissen, daß es ein Mittel ist, uns dem Muster der menschlichen Natur, das wir uns aufstellen, mehr und mehr zu nähern.“ Muster? Das Ebenbild Gottes? Muster der Güte und darum die Güte als Nutzen, weil der Nutzen die Güte wäre, oder wie? Nein, nicht streiten, nicht jetzt streiten! Leibniz versuchte weiterzulesen, aber ein vorschneller, vorlauter Gedanke ließ sich nicht abweisen: daß Spinoza hier sich entlarvt hätte. Sogleich aber ärgerte sich Leibniz, daß er diesen Einfall bis ans Bewußtsein hatte herankommen lassen. Hatte er sich so nicht selbst entlarvt? War er nicht selber der „Egoist“? War es denn Spinoza, der im stetigen Bemühen, seinem Gott alles Menschliche, Irdische, Niedrige, Trübe abzuziehen,

den Sinn des Wortes gut in der dummen gemeinen, allgemeinen Bettlerweise behalten konnte? Oder war Leibniz, der Politiker, Staatsmann, der Streber und große Rechner, der Moralist, Moralist genug, um den Nutzen und das Schlechte gleichzusetzen? Seltsam, Unsinn, wie konnte man sich so gehen lassen.

Er blätterte weiter, und immer wenn er stutzte, hielt er nun nicht mehr ein, sondern zwang sich, ein paar Blätter zu überschlagen und erst dann weiterzulesen. Und er hörte, wie das Schleifrad nebenan surrte, er las und las und war gefangen, der Klang der Sätze, der reine Metallklang der Definitionen und Beweise ging in seine Sinne ein wie eine unendliche Melodie, die fremd und anheimelnd, einwiegend und aufpeitschend zugleich war, die urneu und seit undenklichen Zeiten bekannt sein mochte, denn es war dem ergriffenen und immer mehr ergriffenen Leser so, daß er ganz von sich absah und wie ohne eigene Person und ohne jede Last der eigenen Schwere in einen immer tiefer blauenden Wald hineinschritte, dessen Stämme aus Klarheit und Reinheit waren und zu unabsehbarer Höhe emporstiegen . . .

„Gott ist frei von allen leidenden Zuständen und wird durch keinen Affekt der Fröhlichkeit

oder Traurigkeit erregt . . . Niemand kann Gott hassen . . . Wer Gott liebt, kann nicht wollen, daß Gott ihn wiederliebe . . . Je mehr man die einzelnen Dinge erkennt, desto mehr erkennt man Gott . . . Gott liebt sich selbst mit einer unendlichen geistigen Liebe . . . Die geistige Liebe der Seele zu Gott ist Gottes eigene Liebe, durch welche Gott sich selbst liebt . . .“

Das Schleifrad hatte aufgehört zu surren. Leibniz hörte es nicht. Der graue Novemberabend legte sich über den Himmel. Leibniz sah es nicht. Als Spinoza eintrat, las er: „Die Seligkeit ist nicht der Lohn der Tugend, sondern die Tugend selbst . . .“

Verwirrt stand er auf, sagte einige verlegene Worte und ging. Von all den Einwänden, die er zu machen hatte, schwieg er. Still, mit einem wehen Lächeln, sah Spinoza ihm nach, als er längst aus der Tür war. Er hatte ihm nichts mehr sagen können, weil ihn, als Leibniz seine Hand nahm, ein Hustenanfall gepackt hatte.

*

Leibniz schrieb nicht mehr an Spinoza. Vier Monate nach dieser Begegnung war Spinoza tot. Um seine Angelegenheiten zu ordnen, verkaufte

man seine geringe Hinterlassenschaft. Das Manuskript der „Ethik“ wurde Leibniz angeboten, der nun Rat in Hannover war. Leibniz kaufte es nicht. Ein und ein halbes Jahrhundert später schon sahen die Gelehrten Licht von Spinozas reiner Flamme aus der Masse von Leibnizens Gedanken leuchten.

3